

### Christoph Peisert: Peking und die "nationale Form". Die repräsentative Stadtgestalt im neuen China als Zugang zu klassischen Raumkonzepten

Berlin: Berliner Beiträge zu Umwelt und Entwicklung, Bd. 8, 1996, 278 S., ca. 100 s/w-Abb.

Peking hat sich in den letzten zehn Jahren wohl stärker verändert als jemals zuvor in seiner Geschichte. Jener Besucher, der seit längerem die chinesische Hauptstadt frequentiert, erlebt die Anverwandlung einer altvertrauten, klar gegliederten Kapitale in eine Metropole von internationalem Durchschnitt. Was zuvor des Kaisers Sitz, dann das repräsentative Zentrum des "neuen China" war, trägt nun das verspiegelt-glitzernde Antlitz einer *global-city* zur Schau: modern zwar, aber austauschbar - und mehr und mehr sein charakteristisches Gepräge verlierend.

Ein normaler Prozeß, mag man meinen. Und dennoch einer, den zu dokumentieren sich lohnt. Ist Peking doch nicht irgendeine Stadt, sondern das "kosmische Zentrum" - nicht nur für Chinesen. Noch immer zeigt die "nördliche Hauptstadt" eine ungebrochene, fast mystische Strahlkraft, auch wenn ihre klassische, ganzheitliche Form an den Rändern stark verlaufen ist. Insofern tut ein vertiefender Blick not, weil die urbanistischen Metamorphosen auch Rückschlüsse erlauben auf gesellschaftliche und kulturelle Paradigmen. Umso besser, daß ein entscheidendes Stück dieses Wegs nun in einer brillanten Studie beleuchtet wird. Unter dem Titel "Peking und die 'nationale Form'" hat der Geograph und Kunsthistoriker Christoph Peisert viele einzelne, bislang verstreute Partikel aufgelesen, in einem Rahmen zusammengesetzt und zudem eine Bildinterpretation angeboten, die es in sich hat.

Die vorliegende Arbeit ist, in ihrer zeitlichen Bezugnahme, zweigeteilt. Eben weil die Diskussionen um den neuen Pekinger Generalplan Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre letztlich auf die Debatten der 50er Jahre rekurrierten, rückt insbesondere dieser Zeitraum ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Zwar wurde seinerzeit, unter der Maßgabe des sozialistischen Umbaus, am klassischen Fundament Pekings kräftig gerüttelt, aber Architekten und Politiker blieben sich der Traditionsbestände gleichwohl bewußt. Mit den "zehn großen Bauten" (wie beispielsweise der Großen Halle des Volkes oder dem Bahnhof), die anlässlich der ersten Dekade des "neuen China" binnen eines Jahres errichtet wurden, war ein erster - und weithin sichtbarer - Höhepunkt des Städtebaus erreicht. Sie sind zugleich Inbegriff der "nationalen Form" (*minzu xingshi*). Doch wie die Neugestaltung im zentralen Stadtbereich mit dem Tian'anmen-Platz und der Chang'an-Straße zeigt, geht die motivische Anknüpfung von ihr aus zurück in die ältere Geschichte, d.h. zurück zu den Prinzipien einer Architektur, in deren Mittelpunkt die Baugruppe, nicht der Einzelbau stand, die sich durch eine lang tradierte symbolische Ortsbezogenheit auszeichnete und die (neuen) Hauptstädte als einheitliche Gesamtsysteme entstehen ließ. Deren Rückgrat bestand in einer zentralen Nord-Süd-Achse. Und so hebt gerade die große neue Ost-West-Magistrale, die Chang'an-Straße, die Stadt aus ihren longitudinalen ("kosmischen") Angeln.

Das neue Peking: gleichsam ein Palimpsest des alten? Mitnichten, wie Peisert verdeutlicht; allerdings verweist die damalige Suche nach einer die neue Gesellschaft repräsentierenden Stadtgestalt durchaus auf Raumkonzepte des "klassischen" China. Vor allem in ihrem Streben nach einer überzeitlichen Gültigkeit. Und das wiederum

hat die vorgelegte Untersuchung mit diesem Anliegen gemeinsam. Denn was 1987 als Dissertation abgeschlossen wurde, ist auch heute noch ein eminenter Gewinn: sinologisch und kulturwissenschaftlich. Auf eine so tiefeschürfend wie eloquente Weise vermag Peisert darzulegen, daß der Historismus - als in ästhetischer und künstlerischer Hinsicht konstitutiv für die Suche nach dem Nationalen - nicht nur die europäische Selbstdefinition des 19. Jahrhunderts widerspiegelte, ja abbildete, sondern auch in Chinas *nation-building* nach 1949 eine vergleichbare Rolle spielte.

Die Sehnsucht, ihrer Nation - gerade nach der erfolgreichen Revolution - eine zeitgemäße räumliche Fassung zu geben, leitete seinerzeit sicherlich viele Architekten. Nach 1949 waren die Hoffnungen so groß wie die Visionen hochfliegend; der Entfaltungsrahmen war vergleichsweise liberal. So wurde von den Vertretern des Fachverbands Architektur mit Baukunst gleichgesetzt - zunächst. Aus dem Verständnis heraus, daß Architektur eine eigene, politikfreie Festlegung ihrer Maßstäbe zu treffen habe, *daß sie also Kunst sei*, begab man sich auf die Suche nach einem einheitsstiftenden "Stil". Der wohl bekanntester Protagonist dieser Suche war Liang Sicheng (1901-1972), Dekan der Architekturfakultät der renommierten Qinghua-Universität. Das angerissene Konfliktfeld zwischen autonomem Selbstbestimmungsrecht der Architektur und der politischen Fixierung ihrer Prämissen läßt sich, so Peisert, an seiner Person besonders eindringlich skizzieren. Denn was viele Intellektuelle aufgrund ihrer Hoffnungen und Ambitionen im Zeichen des Aufbruchs mitansehen mußten, blieb auch dem Sohn von Liang Qichao nicht erspart: Er erlebte, wie seine Vision unter die Räder der Wirklichkeit kam.

Liang Sicheng ließ, wie Peisert durch diverse Zitate deutlich macht, seinen Blick mit unverhohlener Bewunderung auf der europäischen Renaissance ruhen. Die Art und Weise, wie er das chinesische Bauhandwerk des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit dem Dunkel des (europäischen) Mittelalters verglich, läßt keinen Zweifel daran, daß es für ihn nur "die Emanzipation des Individuums" und "die Bewußtwerdung der Tradition" sein konnten, die China aus dem Dunkel herausfahren würden. Eine Wiederbelebung der chinesischen Architektur schwebte ihm vor. Sie verhiß Bewahrung kultureller Identität und versprach zugleich den Schritt in die Neuzeit, verbunden mit einer Rückwendung zur Tradition. Mit seiner Theorie der "nationalen Form" drängt er darauf, die alte Palast-Architektur zum Maßstab des Stils zu machen und damit die Superiorität der höfischen Kultur (gegenüber der Volkskultur) und der Han-Kultur (gegenüber der anderer Ethnien) zu bestätigen. Bei all dem hatte seine Beschäftigung einen klar zu bestimmenden - topographischen und ideellen - Fokus: Peking.

Es mag überraschen, daß ausgerechnet der spätere Meister der "nationalen Form" sich vom "internationalen Stil" angetan zeigt. Tatsächlich ging er soweit, den "wissenschaftlichen Rationalismus" dieses Stils mit den alten (autochthonen) "Bauregeln" gleichzustellen und ihn als vorbildliche Entwurfshaltung der eigenen Architektur anzuempfehlen. Er wollte keinen "Eklektizismus". Er lehnte die internationalen Stilmischungen der Kolonialarchitektur ab. In der Abwendung von der kühlen Stringenz der Klassik sah er die "Fehler" der westlichen Architektur, von denen zu lernen dem Imperativ des Reform-Traditionalismus zufolge nur heißen

konnte, einen Weg zur rationalen Strenge der eigenen Klassik zu finden. Aus dieser Sicht schloß solch ein Weg sogar kulturelle Interferenzen nicht aus.

Doch bald war es nicht mehr weit her mit solch ambitionierten Konzeptionen. In der auf die "Hundert-Blumen-Bewegung" folgenden Kampagne drängte die Partei darauf, daß die Diskussionen um den "nationalen Stil" beendet wurden. Angesichts der volkswirtschaftlichen Probleme und der, wie man befand, inadäquaten Produktionstechnik im Bauwesen wurden die Weichen neu gestellt. Ausgehend von der "Kritik am großen Dach" geriet diese chinesische Abart des Sozialistischen Realismus - wie zuvor auch in der UdSSR - unter parteipolitischen Beschuß und mußte einer wirtschaftlicheren und zweckmäßigeren Bauweise weichen. Für die Architekten bedeutete das, sich dem Diktat jener Parole zu beugen, die seit 1955 als verbindlicher Grundsatz galt: "Zweckmäßig, sparsam und - soweit es die Bedingungen erlauben - schön".

Sieht man einmal ab von den ökonomischen Rahmenbedingungen, so wird dahinter doch eins deutlich: Was sich so vehement gegen "Formalismus" und "nationale Form" gewandt hatte, gehorchte keineswegs (nur) den Gesetzen einer architekturtheoretischen Auseinandersetzung. Vielmehr kam diese Kritik aus einer ganz anderen Richtung: Vor allem der zentrale Vorwurf, der in sie eingebettet war - daß nämlich im Bauwesen eine Tendenz zur "Wiederherstellung des Alten" herrsche -, signalisierte politische Gefahr für alle in diesem Sektor Tätigen. Es ging nicht mehr um Stil und Form, sondern betraf letztlich den politischen Hegemonialanspruch der Partei, die die Reformströmungen mit ihren Traditionen, die bis zu Kang Youwei und der Bewegung vom 4. Mai zurückverfolgt werden konnten, zu dulden nicht bereit war.

Allzuweit hat sich insbesondere Liang Sicheng mit seiner prononcierten Theorie, deren kategoriales Gerüst in der von ihm formulierten überzeitlichen "Grammatik der Architektur" bestand, in ein Terrain vorgewagt, welches zu bestellen die Partei sich vorbehalten hatte. Nach der ersten landesweiten Delegiertenkonferenz des nationalen Architektenverbandes im Oktober 1953 geriet er zunehmend ins Kreuzfeuer der Kritik. Durch die angestrebte ideologische Rektifizierung, mit der die KP "kapitalistische Denkweisen" innerhalb der Fachgemeinde auszumerzen gedachte, wurde Liang als Repräsentant der "Wiederherstellung des Alten" gebrandmarkt. Er war, wie viele andere Intellektuelle, gezwungen, öffentlich Selbstkritik zu üben und seine Haltung zu revidieren.

Obschon durch den Widerhall, auf den seine Theorie in der Architektenschaft stieß, hervorgehoben, zeichnete er in seiner Person nur einen grundsätzlichen Konflikt exemplarisch nach. Es ist wahr: Die Grabenkämpfe zwischen Partei und Fachgemeinde entzündeten sich an der Frage der "nationalen Form". Gleichwohl stellt diese Frage nur die Kulisse für die Intervention der Bürokratie dar, eingeleitet mit dem Ziel, einen Paradigmenwechsel herbeizuführen, der die Bedeutung fachlicher Kompetenz und künstlerischer Kreativität zu ihren Gunsten beschneiden sollte. Rührte doch die häufig vorgebrachte Kritik der "kapitalistischen Denkweisen" an den im Auslandstudium erworbenen Kenntnissen und Leitbildern der (fahrenden) Architekten, mit denen sie meinten, ihre fachlichen Anschauungen über die Doktrin der Partei stellen zu können. Dieses Problem hatte noch Bestand, als die repräsenta-

tive Bau- und Stadtgestalt, für die Liang Sicheng mit Person und Werk einstand, schon längst kein Thema mehr war.

Peiserts thematische Ausarbeitung und Argumentation ist schlüssig und überzeugend. Bei all dem geht er jedoch keineswegs komparatistisch vor; vielmehr bemüht er sich, unterlegt durch eine Vielzahl kompetent ausgewählter und übersetzter Stellungnahmen der chinesischen Protagonisten, um eine immanente Darlegung und Erklärung. Im innerchinesischen Diskurs zeichnen sich, durch die Brille Peiserts, neue Erklärungsansätze ab für das, was traditionale Konzepte für die Architektur, für die Stadt, aber auch für die Gesellschaft insgesamt bedeuten können. Nur so läßt sich das kulturelle Potential Chinas, seine auf die modernen Einflüsse bezogenen Assimilations- und Modifikationsfähigkeiten ergründen. Daß die Debatten, die in den 50er Jahren - und erneut Anfang der 80er Jahre - um die "nationale Form" geführt wurden, sich inhaltlich immer wieder um die Unvereinbarkeit der Zeit- und Stilauffassungen des "Historizismus" und der "Klassizität" drehen, wäre gleichwohl nicht recht verständlich, gäbe es nicht auch die Rückbeziehung auf die bei uns gebräuchlichen Geschichtsbegriffe: Zum einen Geschichte als Abfolge von Phasen und Epochen, die abgeschlossen und nach ihren eigenen Kriterien zu beurteilen sind, zum anderen Geschichte als in der Gegenwart wirkendes Kontinuum zeitlos gültiger Werte. Insofern stellt Peiserts Arbeit auch einen gewichtigen Schritt zu einer vergleichenden Theorie dar.

Vergleichend auch, weil tatsächliche Entwicklungen immer gespiegelt werden an gedanklichen - künstlerischen wie gesellschaftlichen - Ansprüchen, und seien sie auch noch so tief vergraben. Natürlich sind die Veränderungen seit 1978 evident. Deng Xiaoping selbst war es, der den Modernisierungsappell direkt an die Architekten richtete, indem er die Beton-Architektur südlich der neuen (zweiten) Pekinger Ost-West-Achse (Qianmen) - eine lange Reihe von Wohnhochhäusern, denen mit Verbitterung über vergangene Fehlplanungen, speziell über den Abriss der Stadtmauern, heute oft das Attribut "neue Mauer" gegeben wird - entgegen aller Ideologismen sozialistischer Hochbaukultur demonstrativ kritisierte und die Architekten im gleichen Atemzug dazu motivierte, ihre Kenntnisse und ihre Kreativität stärker einzubringen. Und als die Fachgemeinde, dergestalt ermuntert, aus einer gut zwanzigjähriger Erstarrung erwachte, knüpfte man in den schnell wieder auflodernden Debatten just dort an, wo man in den 50er Jahren aufzuhören gezwungen war: Bei der Frage nach der "nationalen Form" oder, wie es jetzt hieß, dem "nationalen Stil". Wenngleich nun vermehrt Fragen des Erhalts bzw. der repräsentativen Umgestaltung der Innenstädte angeschnitten wurden, bündelte wiederum Peking die intellektuellen Energien: Mit seiner (wie viele andere) vom Verfall bedrohten Altstadt lieferte es das prominenteste Beispiel für die Aufgabe, Zeichen für eine zeitgemäße Aneignung der Tradition zu setzen.

Gleichsam aus sich selbst heraus erlebte die Diskussion um die "nationale Form" eine Renaissance. Doch mehrheitlich halten, Peisert zufolge, die Architekten heute diese Rückbesinnung für eine vorübergehende Erscheinung der frühmodernen Bauentwicklung, die formalistisch, d.h. durch den Anspruch bestimmt war, mit Traditionszitaten zu bauen. Mit der Durchsetzung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierungsziele sehen sie die Zeit gekommen, diese Periode, die den

Fortschritt gehemmt habe, ein für allemal hinter sich zu lassen und das Bauen auf eine mehr rationale und funktional angemessene Grundlage zu stellen. Die freie Entfaltung der individuellen Kreativität wird gefordert. Hier, und nicht in einer zu wenig "nationalen" oder zu wenig "modernen" Bauweise liege das eigentliche Defizit. Das Recht auf den "individuellen Stil" (*geren fengge*) sei, von den kurzen Liberalisierungsphasen einmal abgesehen, immer unterdrückt worden, nicht erst in der Kulturrevolution, sondern seit der Staatsgründung, und die Ursachen dafür liegen in der feudalen Tradition begründet. Und doch wäre es, schreibt Peisert, sicherlich zu weit gegriffen, "wollte man angesichts dieser Stellungnahmen bereits von mehr als Indizien dafür sprechen, daß hier ein Kreis sich schließt und damit eine Übergangsperiode zu Ende geht, die als Periode des Historismus zu bezeichnen ist. Die ideologische Zwanghaftigkeit allerdings, mit der sich das Credo des Fortschritts, der nicht mehr wirksamen Maßstäbe der Vergangenheit und der Eigengesetzlichkeit von Geschichte, durchsetzte - sie ist überwunden. Die Auseinandersetzung mit der Tradition ist individualisiert, der Formenkanon ist durch einen Formenpluralismus ersetzt worden."

Die kulturpolitische Dimension dessen wird man gar nicht hoch genug bewerten können: "Gibt es (in den Köpfen) eine Klassizität von Architektur und Städtebau, in der im Idealfall die Bezugnahme auf die Geschichte mit der Bezugnahme auf den topographischen Raum verschmilzt?". Daß Peisert die Frage, die er aufwirft, am Ende vorsichtig bejaht, zeigt nur, wie virulent das (unfaßbare) Thema der kulturellen Identität heute immer noch - oder wieder - ist. So fällt "Peking und die 'nationale Form'" nicht nur eine Lücke, die in der allgemeinen (eurozentrischen) Stadtbauhistoriographie klaffte. Denn endlich einmal wird die bislang eher deskriptive und oberflächliche Rezeption der chinesischen Architektur und Urbanistik auf ein höheres analytisches Niveau gehoben.

Robert Kaltenbrunner

### **Sebastian Heilmann: Das politische System der VR China im Wandel.**

Hamburg: Instituts für Asienkunde, 1996 (Mitteilungen des Instituts für Asienkunde; 265). 176 S.

Die politische, ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung der Volksrepublik China zieht in den letzten Jahren wieder verstärkt westliche Aufmerksamkeit auf sich. Die Gründe hierfür sind einerseits in der wachsenden politischen und ökonomischen Bedeutung Chinas, andererseits vor allem aber in der Feststellung eines systematisch interessanten und an Bedeutung offensichtlich zunehmenden Reformdilemmas zu suchen. Auf einen knappen Nenner gebracht, läßt sich dieses Dilemma als Grundfrage gegenwärtiger Politik in China formulieren: Lassen sich auf Dauer die Herrschaftsstrukturen eines kommunistischen Systems stabil halten, obwohl im Bereich des Wirtschaftssystems zunehmend marktwirtschaftliche Mechanismen greifen und sich die Gesellschaft als Konsequenz des ökonomischen Erfolgs in wachsendem Maße pluralisiert? Diese Frage steht im Zentrum der Monographie von Sebastian Heilmann, der dezidiert versucht, die dynamischen Aspekte politischer Stabilität in China in den Blick zu nehmen. Dabei geht er von